Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

43. Jahrgang.

1910 **Berlin-Bremen, den 12. Januar.** **Nr. 2**

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Gottes Rede durch den Sohn. — Philosophie und Naturwissenschaft. II. Von Dr. Fr. Börtzler — Simeon und Hanna. Von Albrecht Thoma. — Weihnachten bei den Zigeunern. I. Von F. W. Brepohl. — Vom Nordpol. Von Saxo. — Berichtigung. — Anzeigen.

Gottes Rede durch den Sohn.

Gott hat am letzten zu uns geredet durch den Sohn. Hebr. 1, 2.

Wir treten zu einem Bildhauer auf den Hof.

Eine Menge schöner Stücke liegen umher, schneeweiß, rosenrot, schwarz mit glänzenden Plättchen drin. Marmor, Syenit, Granit. Viele von den Stücken ließen sich noch verwenden zu kleineren Sachen.

Man möchte sich gleich einige davon mitnehmen. Auf den Schrank. Auf den Schreibtisch.

Da liegen andere angeschliffen und anpoliert. Wie die Farben gleich durch den Schliff und die Politur herauskommen! Da steht Halbfertiges!

Das Ganze ist eine Pracht! Ein Farbenspiel, eine Maserung, eine Musterung! Man denkt an die Natur, die sich nie wiederholt! Die Sonne wird von den glatten Flächen zurückgeworfen wie von Spiegeln und blitzt in den tausend Glimmerplättchen, die in den Marmor hineingerührt sind.

Das reine mineralogische Museum liegt allein auf der Erde zerstreut. Wenn sie nur in allen Museen so hübsche Stücke hätten. Man könnte ein eigenes Kabinett für Marmor auf dem Pflaster zusammenlesen!

Und doch ist das alles natürlich erst nur das Vorspiel. Wir gehen dem Schalle von Hammer und Meißel nach. Wir biegen um die Ecke herum. Da hinter seinem Hause treffen wir den Bildhauer selbst bei der Arbeit. Da entstehen aus den weißen und schwarzen Blöcken heraus erst seine gewaltigen Werke, ein Grabdenkmal, eine Göttergestalt. Da leuchtet und blitzt und trauert der Stein doch noch ganz anders — — —

Und wir treten auch in Gottes große Werkstätte ein, die ganze Welt. Wie liegen auch da die Stücke umher, alle des Meisters Hand an sich tragend. Hier und da auch schon angeschliffen und poliert und halbfertig. Wie hebt das auch hier Farben und Muster. Wie weist uns alles auf den größten aller Meister, jedes Blatt, jede Blume, jeder Mensch ein Fingerzeig zu ihm hin. Wir treffen eine Menge von Grobem in der Natur, das uns die geringere Offenbarung beweist. Aber wie hoch und edel ist das meiste!

Und trotzdem ist es alles doch nur die Nebensache erst, der Vorhof erst.

Wenn wir eines Tages auch hier weitergehen und um die Ecke biegen, dann treffen wir auch hier den Meister doch bei der eigentlichen Hauptarbeit.

Wenn er den Sohn ausrüstet und aussendet — — —

Wenn er das Wort bildet, daß es seine Aufgabe antritt, Himmel und Erde zu überdauern — — —

Da wird doch Gottes Sonne noch ganz anders zurückgeworfen, spiegeln seine Strahlen sich doch noch ganz anders in tausend Glimmerplättchen — — — l'H.

Philosophie und Naturwissenschaft.

Von Dr. Fr. Börtzler.

II.

Es bleibt deswegen die Frage offen: Ist das, was die Philosophie will, ist ein Fortschritt in ihrem Gebiete, ist ein Weitereindringen in das unbekannte Land möglich? Eine Hoffnung bietet sich: Vielleicht ist es möglich in der *Fortsetzung* der Naturwissenschaft. Und die gewaltigen Leistungen dieses Lieblingskindes der Neuzeit haben die auf es gesetzten Hoffnungen vielfach gesteigert. Zunächst ist hier aber zu bemerken, daß jede *konzentrische* Erweiterung des Kreises der Natur*wissenschaft* dieser selbst angehört und nicht der Philosophie. Und es ist bezeichnend, daß Naturforscher, die auf Grundlage ihrer Natur*wissenschaft* eine Weltanschauung gefunden zu haben glauben, wie z. B. der weiter unten noch zu behandelnde Ostwald, diese immer noch unter dem Namen einer Natur*philosophie* einführen, während sie doch, wenn sie *wissenschaftlich* aus der Naturwissenschaft erarbeitet wäre, ebenfalls Naturwissenschaft bliebe. Wenn diese meint, die Philosophie ausschalten und die Aufgabe, worum jene sich vergeblich bemüht hat, nunmehr mit *ihren* eigenen Mitteln lösen zu können, so braucht man sich nur die Bedeutung des Versuches klar zu machen, um die Unmöglichkeit seines Gelingens zu begreifen. Noch nicht einmal das kleine Stück des Seins, das ihr als spezielles Arbeits-

gebiet zufällt, noch nicht einmal das hat sie ganz bemeistert. Sie legt einen Reifen nach dem andern um die Erscheinungen, einen immer weiter als den andern. Aber selbst für diesen bescheidenen Teil hat sie einen letzten Reifen noch nicht gefunden, d. h. unter Absehung von dem Bilde: selbst für das durch die Endpunkte Materie, Kraft, Ding usw. bezeichnete Gebiet hat sie noch keinen einheitlichen Abschluß gefunden; und wie sollte es nun möglich sein, einen zu finden, der gleich das ganze Sein umschließen könnte. Und über ihr Gebiet hinaus liegt, von ihm getrennt, im Halbdunkel noch ein weites Land, das auch erst gewonnen werden müßte. Die Naturwissenschaft hört eigentlich immer noch beim Unbelebten auf, das Leben, selbst in seiner primitivsten Form, kann sie nicht erklären. Im Samenkorn liegt für sie noch eine Welt voller Rätsel, die dadurch nicht kleiner und unbedeutender wird, daß sie so wenig in unsere Erfahrung eintritt. Auf ihr baut sich dann die ganze Welt des geistigen Lebens auf mit allen ihren wundersamen Gebilden. Und eine Weltkonstruktion mit Ignorierung dieser ganzen großen Gebiete, das scheint an Verwegenheit zu grenzen, das heißt, ein Riesengebäude auf einen Fingerhut stellen.

Und so zeigen denn auch alle naturwissenschaftlich-philosophischen Systeme bald ein ungenügendes Fundament. Ich weise zunächst auf den Materialismus hin. Er ist für uns so ansprechend wegen seines Ausgangspunktes vom zunächst Gegebenen und wegen der Einheitlichkeit und Konsequenz seines Denkens. Aber es fehlt ihm zu viel. Er stellt uns statt eines lebendigen Körpers eine Leiche hin und verlangt, daß wir diese Mensch nennen. Er hat nicht bedacht, daß auch die Erscheinungen des geistigen Lebens und des Lebens überhaupt weite, große Welten sind, die man nicht ungestraft übersehen darf. Du Bois-Reymond wird so Recht behalten mit der vernichtenden Kritik, die er an ihm übte und die in dem berühmten „Ignorabimus" gipfelt.

Denn so sehr man einerseits überzeugt sein darf, daß ein Sein vorliegt und nicht verschiedene, durch ein Nichts getrennte Seinsgebiete, daß die Welt aus einer körperlichen nicht plötzlich umschlägt in eine ganz andere, eine geistige, daß der ganze Weltzusammenhang nur von einem Gesetz beherrscht wird, so sehr muß auf der andern Seite hervorgehoben werden, daß die zunächst erfaßbare körperliche Welt nur ein kleiner Teil von einem ungeheuren Ganzen ist, das sich noch in weite Tiefen fortsetzt, und daß es verfehlt sein muß, wenn wir nach dem, was wir von ihm bis jetzt kennen, oder vielmehr nach seiner gröbsten, dem schwerfälligen Menschensinnen sich zunächst darstellenden Erscheinungsform gleich das ganze Sein beurteilen wollen.

Die Unzulänglichkeit der wissenschaftlichen und vor allem der naturwissenschaftlichen Grundlage für die Lösung philosophischer Kardinalfragen möchte ich Ihnen noch speziell an zwei Beispielen zeigen.

Der Leipziger Professor Ostwald glaubt in der „Energie" das Weltwort gefunden zu haben, einen letzten Begriff, aus dem sich alles erklären lasse. „Wir wollen daher", sagt er selbst, „den Versuch wagen, eine Weltansicht ohne die Benutzung des Begriffes der Materie ausschließlich aus energitischem Material aufzubauen." Er findet nämlich, daß die Begriffe Substanz, Materie, Körper, Ding noch nichts Letztes sind, sondern nur Zusammenfassungen gewöhnlich konstanter Erscheinungen, daß sie sich noch auflösen in eine Summe von Prozessen. Und als den letzten allgemeinsten Begriff, als das, was in der Vielheit aller Erscheinungen gleich ist, stellt er die Energie hin. „Einzig die Energie", sagt er, „findet sich ohne Ausnahme in allen bekannten Naturerscheinungen wieder. . . Somit eignet sich dieser Begriff vor allem dazu, als Lösung des im Substanzbegriff aufgestellten, aber durch den Begriff der Materie nicht vollkommen gelösten Problems zu gelten." Den Begriff der Energie findet er als einzig gemeinsames auch bei allen geistigen Vorgängen. Die geistige Energie ist für ihn nur eine besondere Art der Energie, wie die mechanische, chemische usw. Die einzelnen Formen der Energie können sich in einander verwandeln, wie das innerhalb des Naturgeschehens beobachtet wird, und so steht auch die geistige Energie in direkter Verbindung z. B. mit der mechanischen. Mit Hilfe seines Energiebegriffes ist es Ostwald sogar endlich einmal gelungen, das Wesen des Glücks zu erfassen; er hat dafür eine genaue mathematische Formel mit Bruchstrich und Minus und Quadrat. Hätte Ostwald sich mit der Behauptung begnügt, die er einmal aufstellt: „Alles, was wir von der Außenwelt wissen, können wir in Gestalt von Aussagen über vorhandene Energien darstellen", so könnte man immer noch darüber streiten, ob das wahr ist; nachdem er aber in der Energie mehr sieht als eine bloße Darstellungsmöglichkeit, sie „die allgemeinste Substanz" oder an einer anderen Stelle „die letzte Realität" nennt, werden wir uns hoffentlich auf eine Verwerfung seiner Ansichten einigen.

Wenn man glaubt, in der Energie einen letzten Begriff zu haben, mit dem sich ein philosophisches System aufbauen lasse, dann erkläre man mir aus der Leere und Einförmigkeit dieses Begriffes die Fülle und Verschiedenheit der Erscheinungswelt, man erkläre mir zunächst aus der Gleichheit und dem Einerlei des Energiebegriffes die Verschiedenheit der einzelnen Energieformen. Woher der Unterschied zwischen mechanischer Energie, chemischer Energie, Nervenenergie, geistiger Energie usw. Bedingt diese Verschiedenheit nicht das Vorhandensein anderer Faktoren außerhalb der Energie? Verrät sich hier nicht wieder das Bedürfnis nach dem Objektiven, an dem die Energie sich äußert, nach einem Träger derselben? Sind mit den einzelnen Unterscheidungen in dem Begriffe der Energie nicht wieder die Rätsel unverändert geblieben? Man erkläre mir weiter aus der Leere jenes Begriffes die Buntheit der Natur- und Geisteswelt. Um jedem Mißverständnis vorzubeugen, ich sage nicht: Man wende den Energiebegriff auf alle diese Erscheinungen an, sondern man erkläre ihr ganzes Wesen aus ihm, man lasse sie aus ihm werden. Gesetzt, man könnte wirklich etwa einen Hund vollständig in Energien auflösen, d. h. ganz durch eine energetische Formel darstellen, so wäre dieses Energiesystem immer noch keine Erklärung eines Hundes, weder eines objektiven noch eines subjektiven, weder eines außerhalb der Vorstellung bestehenden Hundes, noch der Vorstellung eines Hundes. Man müßte ihm, um ihn als Hund zu erklären, doch wieder alles geben, was zum Wesen des Hundes gehört, aus der Formenenergie müßte eine Form oder eine Formvorstellung werden, aus der Farbenenergie eine Farbe oder eine Farbenvorstellung usw. Jenes energetische System kann als mathematisches Symbol eines Hundes gelten, aber niemand kann behaupten, daß mit ihm der letzte Grund des Wesens Hund aufgedeckt sei, daß unser Erkenntnisverlangen jetzt endgültig befriedigt sei — denn das ist doch der letzte Zweck der Philosophie.

Nein, Ostwalds mathematisch-naturwissenschaftliche Behandlung bedeutet lediglich wieder eine Verschleierung des philosophischen Rätsels. Dieses lautet: Was ist der Hund an sich, d. h. von allen subjektiven Zutaten abgesehen? Ist er ohne diese überhaupt noch etwas? Wenn nicht, was ist der Grund dieser subjektiven Erscheinungsform?

Ostwalds energetisches System ist gewiß eine Vermittlung oder besser ein Mittelding zwischen Subjektivem und Objektivem, zwischen Sein und Schein, aber nur insofern, als es keines von beiden ist, sein energetischer Hund etwa wäre gewiß ein Mittelding zwischen dem objektiven, in den Straßen umherlaufenden, und dem subjektiven, dem vorgestellten Hund, aber ebenfalls nur insofern, als er beides nicht ist. Und er hat weiter das Mißliche an sich, daß er überhaupt kein Hund ist.

Das große Fragezeichen, das Kants Ding an sich darstellt, ist durch Ostwalds Lösung keineswegs aufgehoben; seine Theorie berührt die philosophische Grundfrage, um die es sich bei Kant handelt, kaum; sie wird jedenfalls in ihrer wahren Bedeutung verkannt und unter Formeln erstickt. In der Form der geistigen Energie tauchen alle die alten Rätsel wieder auf, ohne daß zu ihrer Lösung etwas Wesentliches getan wäre. Es tritt uns an Ostwalds Beispiel die oben dargelegte Gefahr der naturwissenschaftlichen Methode so recht klar vor Augen. Begriffe, die lediglich der Ökonomie des menschlichen Denkens, der Zusammenfassung der Erscheinungen dienen, werden als ihre Erklärung, d. h. als letzter Grund angesehen.

Der Wiener Physiker E. Mach hat sich nun aber geradezu zum Verteidiger dieser Betrachtungsweise aufgeworfen, die wir soeben als eine Gefahr für die Philosophie bezeichneten, indem er sie für die letztmögliche, den unverdorbenen menschlichen Geist vollkommen befriedigende, und die andere, die sogenannte philosophische, für eine geistige Verirrung erklärt. Und auch der Göttinger Physiologe M. Verworn ist von Machs Auffassung nicht sehr weit entfernt.

Für Mach ist die Trennung von Objektivem und Subjektivem gegenstandslos, ein in die Philosophie übergegangener Irrtum des vulgären Denkens, das durch Verwechselungen und Täuschungen dazukam, ein Ding als Beharrliches, Unveränderliches den sich offenbarenden verschiedenen Erscheinungsformen, ein Sein dem Schein gegenüberzustellen, und die letzte Frucht dieses Irrtums ist ihm Kants „Ding an sich". In der Tat aber erklärt Mach, ist ein Ding nicht zweimal gegeben, einmal außer mir, außer meinem Ich, und einmal in mir, in meinem Ich, sondern das Ich selbst ist eben nur die Summe der einzelnen Erscheinungen, die nach der andern Auffassung in meinem Ich sich spiegeln sollen; es löst sich selbst auf in eine Kette von solchen „Empfindungen" und hat außer diesen keine Existenz. Ebenso fällt jedes Ding auseinander in eine Reihe von einzelnen Elementen, die der menschliche Verstand nur aus ökonomischen, praktischen Gründen, seiner leichteren Orientierung halber, zusammengefaßt hat zu dem, was wir „das Ding" nennen. Wir dürfen uns durch den Sprachgebrauch nicht verführen lassen, diese nur relativ stabilen Komplexe von „Elementen" als absolut stabile anzusehen. Nach Mach ist es sinnlos zu fragen, was ist der objektive Grund der subjektiven Farbenvorstellung? Das Tatsächliche, das allein Reale, ist eben eine bestimmte Farbenempfindung. So ist ihm die ganze Natur nur einmal gegeben, in den Elementen oder Empfindungen. Und was uns allein noch interessieren kann, so sagt er, ist die funktionelle Abhängigkeit dieser Elemente von einander, deren Erkenntnis das Ziel der Wissenschaft bildet, so daß für die Philosophie ein Platz überhaupt nicht mehr übrig bleibt.

Und ähnlich spricht sich Verworn aus: „Die Aufgabe aller Wissenschaft kann nur darin liegen, diese Inhaltsbestandteile (d. h. die Empfindungen) zu ordnen und ihre Beziehungen zu einander zu ermitteln."

Allein, sind diese Elemente wirklich etwas Letztes, daß man sich dabei beruhigen muß, wenn man nicht die unhöfliche Antwort bekommen will: „Frag' nicht so dumm!"? Hat es wirklich keinen Sinn, zu fragen: „Was ist eine Farbenempfindung?" Mach hätte darauf vermutlich nur die Antwort: „Eine Farbenempfindung ist eben eine Farbenempfindung", oder aber er erklärt sie uns wissenschaftlich, d. h. er bringt sie in Zusammenhang mit anderen Elementen, die ebenso Empfindungen und ebenso unerklärlich sind. Wenn er aber diese Aufdeckung der funktionellen Abhängigkeit auch noch so weit ausdehnt, wir müssen ihm doch entgegnen: „Das ist alles noch nicht das Blau, das ich mir vorstelle." Unsere Farb-, Ton-, Raum- usw. Vorstellungen haben einen Inhalt, der mit der Konstatierung ihrer Tatsächlichkeit nicht erklärt ist. Sie bleiben auch nach den Aufstellungen von Mach und Verworn, was sie waren, unerklärte Gebilde, die jeden aufmerksamen Betrachter zum Fragen zwingen. Und weiter, diese Elemente, diese Empfindungen sind nichts Stillstehendes, sie bewegen sich, sie führen einen merkwürdigen Tanz auf. Was ist der Sinn dieses Spiels? Was die Triebfeder der Bewegung? So, wie Mach sie sich abwickeln läßt, ist sie ein Spuk, weil ihre einzige Erklärung ihr Dasein sein soll. Philosophisch betrachtet genügen diese schattenhaften Machschen Elemente nicht viel mehr als die Ostwaldschen Energien. Die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit des Seienden kann mit ihnen nicht erklärt werden.

Die Leistung der Wissenschaft bestand eben in der Beseitigung dieser Fülle und Buntheit. Ihre Resultate wurden immer allgemeinere und leerere Formeln. Aber wo kam ihr anfänglicher Inhalt hin? Er ist einfach auf die andere Seite hinübergewandert. Die Naturforschung hatte eine Stube voll unartiger Kinder, mit denen sie nicht fertig werden konnte. Sie hat nach und nach die ganze Gesellschaft hinausgejagt — in das anstoßende Zimmer. Und nun behauptet sie, weil ihre Stube leer ist, das ganze Haus von den Bösen befreit zu haben.

Ich möchte an diesem Punkte, wo unsere Darstellung zu einer so scharfen Gegenüberstellung von Philosophie und Naturwissenschaft gekommen ist, die Gelegenheit wahrnehmen, auch den Gegensatz der Begriffe „Beschreiben" und „Erklären", auf den wir schon einmal gestoßen sind und mit dem man oft den ganzen Unterschied der beiden genannten Disziplinen ausdrücken zu können meint, erörtern. Gewiß kann man mit diesen Worten den wesentlichen Unterschied bezeichnen — wenn man sie richtig interpretiert. Und das geschieht gewöhnlich nicht. Auch die Naturwissenschaft erklärt: sie macht ein Ding oder eine Erscheinung bekannter, indem sie in ihnen Züge findet, die sie mit andern Dingen oder Erscheinungen gemeinsam haben. Damit steht das Objekt (das wollen wir einmal als für Ding und Erscheinung gemeinschaftlichen Ausdruck verwenden) nicht mehr so fremd in unserm Bewußtsein wie bisher; es ist uns, wie wir gewöhnlich sagen, bekannt geworden, und wie wir richtiger sagen würden, bekannter geworden. Denn es ist uns noch nicht so bekannt, daß über seine Herkunft kein dunkler Punkt mehr bliebe. Was sie nicht bekannt machen konnte, das streifte die Naturwissenschaft einfach ab, drängte es zurück. Und all das bleibt der Philosophie.

Die kann es aber auch nicht bekannt machen; sie kann, wie wir das weiter unten noch deutlicher zeigen wollen, gar nichts erklären. Aber sie kennt das Verlangen nach einem absoluten, endgültigen Bekanntwerden des ganzen Objekts und sie macht Versuche in dieser Hinsicht. Die Wissenschaft ist mit einer relativen Erklärung — mit dem Bekannter machen — zufrieden und die Philosophie lebt

ganz von dem Gedanken, daß das Bekannt er machen noch kein Bekanntmachen ist, und von der Sehnsucht nach einer absoluten Erklärung. Wenn man also Beschreibung im Sinne von relativem Bekanntermachen faßt und Erklärung für das absolute Bekanntmachen reserviert, dann kann man damit den Gegensatz von Naturwissenschaft und Philosophie veranschaulichen.

Doch ich komme zu meinem Ausgangspunkte zurück. Die philosophische und insbesondere Kants Kritik hatte den „Dingen", die als „reale" vor unsern Sinnen stehen, immer mehr genommen und die den Dingen entzogenen Qualitäten dem menschlichen Geiste als dessen Leistungen zugesprochen. Und so mußte sich naturgemäß die Frage auftun: Was bleibt dann noch als unentreißbares Eigentum des „Dinges"? Bleibt überhaupt etwas oder fällt alles restlos dem menschlichen Geiste zur Beute? Gibt es überhaupt etwas Objektives oder ist alles Reale subjektiv, d. h. eine Geistestat ohne einen von ihr getrennten Grund? Kant hatte diesen Rest von Objektivem das Ding an sich genannt, damit aber nur konstatiert, daß es ein Etwas außer dem Geiste als Grund oder gleichsam als Herausforderung für dessen Taten gebe, was dieser Rest aber sei, das blieb die Frage. Und das ist gegenwärtig das Kardinalproblem der Philosophie. Kant hat das ungeheure Verdienst, das Rätsel bis zu solcher Einfachheit und Klarheit geführt zu haben. Gelöst hat er es wohl nicht, aber darin sucht auch niemand den Wert seiner Leistung, sondern der besteht lediglich in der Bloßlegung der Schwierigkeit. Was Mach und die Naturphilosophen wie Ostwald nun zur Lösung des Rätsels getan haben wollen, hat die Sache in keiner Weise gefördert. Darum ist auch ihr Kampf gegen Kant und ihre Prahlerei, als ob sie ihn überwunden hätten, ungerechtfertigt. Ostwalds Energien sind keine Antwort auf Kants Frage; sie dienen vielmehr zur Verschleierung derselben. Mach aber fordert, daß wir uns durch einen seelischen Gewaltakt zwingen, die Schwierigkeit, die sich vor jedem erkennenden Verstand mit Notwendigkeit auftut, zu ignorieren und zu leugnen. Selbst wenn die Trennung zwischen Subjektivem und Objektivem eine Krankheit unseres denkenden Geistes wäre, so könnte uns doch alles Einreden, daß wir die Krankheit nicht hätten, nicht gesund machen!

Und während jedes natürliche Empfinden sofort merkt, daß die oben vorgeführten Lösungsversuche von Ostwald, Verworn und Mach uns in bezug auf das Welträtsel so klug lassen, als wir zuvor waren, glauben die genannten Männer, jeder von sich, daß es ihm gelungen sei, dasselbe endgültig zu beseitigen. Ostwald erkennt zwar selbst eine gewisse Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit seines Systems an; aber diese Einsicht nimmt ihm nicht einmal den Glauben an den philosophischen Wert seiner Leistung. Weil er aber das Absolute als wesentliches Merkmal des Philosophischen verkennt und leugnet, kann er sich bei dem Trost zufrieden fühlen, daß eben „auch die Philosophie eine empirische Wissenschaft (ist) und daher in bezug auf den Grund der Gewißheit keinen Vorzug" vor den anderen (sc. Wissenschaften) hat. Verworn scheint sehr zuversichtlich: „Wir versuchten," sagt er, „eine Weltanschauung, die alles zurückzuführen vermag auf ein Prinzip." Und eben dieses Prinzip glaubt er mit dem Begriff der Empfindung entdeckt und damit eine befriedigende Weltanschauung gegeben zu haben.

Mach spricht sich zwar etwas bescheidener und vorsichtiger aus: „Wir boten," sagt er an einer Stelle, „nur ein negatives Regulativ für die naturwissenschaftliche Forschung, um welches der Philosoph gar nicht nötig hat, sich zu bekümmern." Und an anderer Stelle beteuert er ausdrücklich, daß er kein Philosoph sei; aber diese Versicherung hilft ihm so wenig, als einem Franktireur die Entschuldigung, daß er keine Uniform trage. Mach polemisiert doch gegen das „monströse, unverkennbare Ding an sich", leugnet seine Unerkennbarkeit und spricht die Erwartung aus, daß alle vernünftigen Fragen sich nach und nach der Beantwortbarkeit nähern werden, womit er das philosophische Rätsel ganz offenbar zu den unvernünftigen rechnet. Daß der Philosoph sich um alle diese Angriffe gar nicht kümmern soll, scheint ein etwas naives Verlangen.

Doch soll diesen Versuchen eine Bedeutung nicht abgesprochen werden. Es ist namentlich durch Ostwalds Theorie wenigstens eine Interimsbrücke geschaffen zwischen Körperlichem und Geistigem, und ebenso zwischen Sein und Geschehen; ich protestiere nur gegen die Beurteilung, als ob durch diese Brücke jetzt alles Sein zugänglich gemacht wäre, als ob die Theorie eine Welterklärung sei.

Aber Kampf ist als Mittel zum Fortschritt auch hier gut. Der Gedanke, der in dem Angriff zur Geltung kommt, ist nicht unfruchtbar. Der Gegensatz zwischen Geist und Körper, zwischen Subjektivem und Objektivem, zwischen Sein und Schein ist faktisch in der Philosophie störend, wie der zwischen Materie und Kraft in der Naturwissenschaft, und naturgemäß geht ein Drang dahin, die beiden bis jetzt größten Reihen des Seins, das geistige und das körperliche, auch noch zu vereinigen. (Einen solchen Versuch bedeutet z. B. der Monismus; aber man hüte sich, in ihm noch mehr zu sehen als einen Wunsch.)

Simeon und Hanna.

Albrecht Thoma.

In der Weihnachtszeit treten uns im Wort oder Bild oder besonders lebendig in szenischer Darstellung die lieblichen Gestalten vor Augen, welche die Kindheit Jesu verklären und zu so poesievollen Geschichten werden, die zum Duft der Christzeit gehören. Unter diesen Gestalten der heiligen Legende stehen auch Simeon und Hanna. Der „Maler" Lukas hat sie geschaffen oder aus der Überlieferung gezeichnet in seiner bekannten anschaulichen Manier; kein Wunder, daß diese beiden Alten, Mann und Weib, Lieblingsfiguren der Künstler wurden, die sie mit besonderer Hingebung und Freude im Bilde verkörperten. Aber wir fragen: Was sollen und bedeuten diese beiden prophetischen Gestalten in der heiligen Geschichte?

Der greise Simeon nimmt das junge Christkind auf die Arme und dankt Gott, daß seine Augen noch das Heil*) gesehen, das der Prophet (Jesaia 42, 6, 13. 49, 6. 25, 7) verkündet hat allen Völkern, ein Licht für die blinden Heiden, ein Ruhmesglanz für das von den Heiden so verachtete Israel. Nun will er gerne sterben.

Deutlich ist dieser sterbende Greis als Sinnbild gezeichnet für das absterbende Judentum, welches aber das neugeborene Christentum auf den Armen getragen hat. Darum ist auch der Name dieses Repräsentanten des alten Israel bezeichnend gewählt: Simeon, das heißt „Erhörung". Er wartete auf den „Trost Israels", und es ist ihm geoffenbart, er sollte den Tod nicht sehen, bevor er den Messias, den Herrn gesehen habe; und nun ist seine Erwartung erfüllt. Simeon ist also die dichterische Personifikation dessen, was der Sänger in die Worte kleidet:

Was der alten Väter Schar
Höchster Wunsch und Sehnen war,
Was sie haben prophezeit,
Ist erfüllt in Herrlichkeit.

Lukas aber liebt es, um seine Gedanken deutlicher zu veranschaulichen, Doppelgestalten und Doppelgeschichten zu zeichnen. Diese Manier ist gleichsam eine Nachwirkung des hebräischen Reims, des sog. Parallelismus der Glieder, dem wir in den alttestamentlichen Liedern begegnen, wo derselbe Gedanke wie ein Echo in etwas veränderter Form wiederkehrt. So bringt der Evangelist — wiederum ein malerisches Prinzip — zu der männlichen eine weibliche Person in ähnlicher Bedeutung.

Eine Prophetin und Geistesträgerin, wie Simeon, ebenfalls hochbetagt, kommt auch zu dieser Stunde in den Tempel, tritt herzu und preist Gott wie Simeon.

Wer ist sie?

Ihr Name ist Hanna, d. h. Gnade, aus dem Geschlecht Aser, d. h. Glückseligkeit, die Tochter Phanuels. Phanuel oder „Pniel" heißt Angesicht Gottes, Gotteserscheinung; das würde auf Jerusalem, oder genauer den Tempelplatz passen, dessen Name Morja dasselbe bedeutet oder geradeso gedeutet wird: „wo Gott sieht und gesehen wird." Mit andern Worten: Hanna ist die „Tochter Jerusalems", die Einwohnerschaft der hl. Stadt, welche so oft von den Propheten so angeredet wird, und glückselig gepriesen. Einmal von Saharja (9, 9): „Freue dich, Tochter Zion, und jauchze, Tochter Jerusalem, denn dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer". Sodann öfters von dem Evangelisten des Alten Testaments, dem sog. Zweiten Jesaja. Sogleich zum Anfang seiner Predigt (40, 1 f.): Tröstet mein Volk, redet freundlich mit Jerusalem, tröstet sie, daß ihr Frondienst (ihre Erniedrigung) ein Ende hat und ihre Verfehlung gesühnt und erlöst ist." Und weiter: (62, 11): „Saget der Tochter Jerusalem, dein Heil (LXX dein Heiland) kommt."

Ja gerade der Anfang des alttestamentlichen Evangeliums scheint die Grundlage dieser Erzählung zu sein: Volk und Stadt werden hier gemeint, ihnen wird Trost, Heil, Erlösung verkündet. Die Rede Simeons ist aus den Liedern des alten Evangelisten mosaikartig zusammengesetzt. Und daß Hanna Jerusalem bedeutet, ist zum Schluß der Erzählung deutlich genug gesagt: „Sie redeten vom Christkind zu allen, welche auf die Erlösung Jerusalems*) warteten."

Ganz unzweifelhaft aber wird Hanna als die Bewohnerschaft der jüdischen Königsstadt bezeichnet — durch die Jahre ihrer Witwenschaft. Diese — nicht die Zahl ihres Lebens — beträgt 84 Jahre. In prophetischer oder apokalyptischer Sprache sind das 84 Jahrwochen, d. h. 588 Jahre. So lange gerade dauerte der Zeitraum von Jerusalems Zerstörung bis zu Christi Geburt.

„Zur Witwe ist die Stadt mit ihrer Verwüstung geworden, sie, die eine Fürstin und Königin war," nach Klagelieder (1, 1. 20); denn die Königsstadt hat ihren Herrn und König, ihren Tröster, verloren und ihren Schmuck eingebüßt. Sie weinet, und niemand ist, der sie tröstet, klagt der Sänger; sie muß trauern den ganzen Tag und ihre Einwohnerschaft fasten (2. 4. 6. 13. 16. 17. 22). So trauert Hanna mit Beten und Fasten Tag und Nacht. Diesem Klagelied gegenüber erhebt nun der Evangelist Jesaja II. seine Freudenstimme: Redet Jerusalem Mut zu. Eine Krone soll sie sein, ein Königsdiadem, eine Stadt der Herrlichkeit, nicht mehr die Wüste, die Verlassene, die Witwe soll sie heißen, sondern eine Braut Gottes. (Vergl. Klageld. 1, 1, 4, 6 mit Jes. 62, 1—5. 12.) So darf Hanna ihren Tröster und Retter sehen, ihre Erlösung erleben: ihr König kommt zu ihr, ein Gerechter und Helfer. Von ihr ist nicht gesagt, daß sie nun sterben muß, nein, sie selbst wird zur freudeverkündenden Prophetin, sie verkündet allen Sehnenden Jerusalems Erlösung, wie's im Propheten heißt:

Auf Bergeshöhe steig', Evangelistin Zion,
Erhebe kraftvoll deine Stimme, Freudenbotin Jerusalem:
Verkünde den Städten Judas: Seht, euer Gott!
Es kommt der Herr und sein Lohn mit ihm und sein Werk

Ob dadurch, daß Simeon und Hanna zu allegorischen Figuren werden, die Schönheit und die Poesie der Geschichte von der Darstellung Jesu im Tempel Schaden leidet? Ich glaube nicht, im Gegenteil, die Züge dieser Gestalten bekommen mehr Bedeutung, mehr Geist und Leben. Und ich glaube nicht, daß jemand die Freude an ihnen verdorben wird, wenn man den sinnigen Unter- und Hintergrund aufdeckt. Statt eines einförmigen Goldgrundes erscheinen nun diese Bilder in einer Landschaft mit weiter Perspektive und die ist — für einen gereiften Geschmack — doch schöner und reicher als eine glänzende Gloriole.

*) Nicht wie es bei Luther heißt: zu Jerusalem.

Weihnachten bei den Zigeunern.

Ethnologische Studie von F. W. Brepohl, Wiesbaden.
Mitglied der „Gipsy Lore Society"

I.

Unter allen Völkern Europas ist keines dem forschenden Auge der Wissenschaft so verborgen geblieben, wie das Volk der Zigeuner. Dunkel ist seine Herkunft, unerforscht sind seine Sitten und Gebräuche. Wohl haben bedeutende Gelehrte Deutschlands, Englands und Österreich-Ungarns, ja selbst ein Mitglied des österreichischen Kaiserhauses, sich bestrebt, Licht in dieses mysteriöse Dunkel zu bringen. Aber gelungen ist dies trotz aller Sorgfalt noch nicht. Wohl ist uns die äußere Geschichte dieses Volkes bekannt[1]), aber wenig kennen wir von seinem inneren Leben, von seiner Not und von seinen Sorgen. Schon Dr. Graffunder, Schulrat in Erfurt, hat seinerzeit die Meinung ausgesprochen, daß dieses Volk, so schrecklich es auch seiner äußeren Erscheinung nach sei, es jedoch verdiene, daß man sich intensiv mit ihm befasse. Er schreibt in seinem Werk von einem tiefen Eindruck, den es auf ihn gemacht hätte[2]): „In mir haftete das Bild ihres wunderbaren Elends, mich fesselte die Gestalt, in welcher mir unter ihnen der Mensch erschienen war, und ich vermochte nicht, meine Gedanken von ihnen zu trennen."

Wahrlich ein Bild wunderbaren Elends, welches unsere Gedanken voll und ganz in Anspruch nimmt, bildet das Leben der Zigeuner im Winter.

Hat der Winter für den Kulturmenschen schon seine Schattenseiten, so bildet er für den Zigeuner die Zeit des Elends. Während er dem Kulturmenschen auch der Freuden und der Abwechslung viel bringt, schüttet er ein volles Maß des größten Jammers über jenes Naturvolk aus.

Schon im Spätherbst beginnen die Wanderzigeuner nach wenigerbewohnten Gegenden Deutschlands oder nach Galizien, Bukowina und Ungarn zu wandern, um dort in Erdhöhlen zu überwintern. Jeder Zigeunerstamm hat seinen bestimmten Sammelpunkt, denn die Überwinterung geschieht stammesweise. Alle Angehörigen des betreffenden Stammes strömen, sofern sie nicht durch Polizeigewalt aufgehalten werden, dem Sammelplatz zu. Ist der Stamm so ziemlich vollzählig versammelt, so geht es an das Bauen der Erdhöhlen, die wieder von allen Stammesangehörigen gemeinsam zur Überwinterung fertiggestellt werden. Bis zur Herstellung der Höhlen kampieren die Zigeuner im Freien und in Zelten. Bevor jedoch die einzelnen Sippen (Familien) ihre Wohnungen beziehen, wird ein Feuer von Stechäpfelstauden gemacht, in welches Alaun geworfen wird. Dieses Feuer hat

[1]) Siehe meine Schrift: „Die Zigeuner nach Geschichte, Religion und Sitte", Göttingen 1909, Vandenhoeck u. Ruprecht. Pr. 50 Pf.

[2]) Graffunder, Über die Sprache der Zigeuner, Erfurt 1835, S. 5.

seinen Ursprung in einer abergläubischen Ansicht der Zigeuner, daß es Menschen gäbe, die durch Telepathie andern Schaden zufügen könnten. Das Feuer soll den Einfluß solcher Menschen auf den Stamm bannen. Es wird deshalb von dem Feuer auch in die einzelnen Höhlen getragen, damit die Wirkungen desselben den ganzen Winter über anhalten und den Bewohnern der Höhlen zugute kommen. Nach diesen Vorbereitungen bringen die Zigeuner ihre wenigen Habseligkeiten in ihre Winterquartiere. Mit einer Emsigkeit und einem Arbeitsfleiß, den man bei diesem Volke gar nicht vermuten sollte, werden dieselben nun nach Möglichkeit wohnlich zu machen gesucht. Sämtliche Vorbereitungen zum Bewohnen der Höhlen müssen in einem halben Tag vollendet sein, da die zweite Hälfte des Tages einem Stammesfestgelage gewidmet ist. Es berührt ordentlich wohltuend zu sehen, wie bei den Einrichtungsarbeiten sämtliche Hände im Dienste des ganzen Stammes sich fleißig regen. Überhaupt scheint bei dieser Arbeit die Losung zu sein: „Einer für alle, alle für einen". Gerade hierbei zeigt es sich am deutlichsten, welche Liebe zu seinem Stamm jeder Wanderzigeuner besitzt und wie die Stammesidee in gewissem Sinne eine Art Ethik bei den Zigeunern erzeugt.

Sind die Arbeiten beendet und die Quartiere für die Aufnahme der Wintergäste fertig gestellt, so versammelt sich der Stamm zu einem gemeinschaftlichen Mahl, das aus in Schlingen gefangenem Wildpret, erbettelten oder gestohlenen Gemüsen, Wein oder Branntwein besteht und bei dem, wenn eben möglich, auch gebratene Igel, der Leckerbissen der Zigeuner, nicht fehlen dürfen. Während des Mahles spielen sie ihre stürmischen Weisen, die, um mit Franz Liszt zu reden, doch eine Veredlung der primitiven Instinkte des Wesens der Zigeuner hervorgerufen haben. In dieser Musik liegt die Arbeit der Zigeuner, aber auch ihre ganze Erholung und ihre ganze Lust. Franz Liszt sagt: „Dieser diskreten Kunst vertraute es sich, in diese rätselhafte Gießform warf es die Verherrlichung des Zaubers, der es von unseren Beschäftigungen fernhält, der es unsere Arbeiten verachten läßt, der es für alle unsere Lockungen unzugänglich erhält und es einzig und allein despotisch beherrscht."[3]) Hier bei diesem großen Stammesmahl zeigt sich der Zigeuner in seiner vollen kindlichen Sorglosigkeit. Nach der ernsten Arbeit, der Einrichtung des Winterquartiers, als Stamm und Nation, zum Mahl vereint, fühlt er sich ganz als „rom" (d. h. Zigeuner) und gibt sich selbst im Angesicht des drohenden Winterelendes noch einmal seiner ausgelassenen aber harmlosen kindlichen Freude hin. Man hat oft angenommen, jedenfalls auf Grund von Berichten älterer Schriftsteller, die aber keineswegs Ethnologie bei den Zigeunern getrieben haben, daß die Zigeunerstammesfeste wüste Gelage sind. Dies bezieht sich jedoch nur auf Hochzeitsgelage, denn bei dem Winterfest, dem einzigen wirklichen Stammesfest, geht es sehr fröhlich, aber keineswegs unsittlich zu. Wohl rauscht die Zigeunermusik leidenschaftlich über Wald und Flur dahin, wohl jubeln die Geigen noch einmal über all das Gute, was der Sommer dem Zigeuner gebracht, um dann allmählich in Klage über die Ankunft des Winters überzugehen, aber den Ernst der Lage vergißt der Zigeuner dabei nicht. Wohl setzt sich der Zigeuner mit Humor über sein Los hinweg, wenn er in einem Winterlied nach der Übersetzung Dr. Heinrich v. Wlislocki singt:

Bis Weihnachten, Gott sei Dank!
Hab' ich reichlich Speis' und Trank!
Und bis Ostern schlaf' ich halt,
Wach' erst auf, wenn grünt der Wald! —

Aber den Ernst der Stunde und des Tages vergißt er nicht. Daher sieht ihn der Abend dieses Festtages auch nicht mehr beim Feiern, denn er hat noch Wichtigeres zu tun. Die Vorstellung der Zigeuner ist seit der Zeit, da Kaiserin Maria Theresia sie zwangsweise zu katholischen Christen machte, infolge der Verquickung ihrer alten Aberglaubenschwindeleien mit mißverstandenen christlichen Gebräuchen derart von abergläubischen Ideen erfüllt, daß sie gegen alle möglichen Geister und geheimen Mächte Vorkehrungsmaßregeln treffen müssen. Haben sie vor dem Mahl die Einflüsse fremder Personen zu bannen gesucht, so haben sie es nach dem Mahl mit dem Tode zu tun. Es ist eigentümlich, daß in unmittelbarem Anschluß an eine Freudenfeier des Todes gedacht wird, und daß nach einer stürmischen Musik quasi das „Memento mori" erschallt. Man frägt sich unwillkürlich, ob die ersterbende Natur diese ernsten Gedanken in dem Zigeuner wachruft oder ob es noch tiefere innere Regungen des Zigeuners sind, welche ihn veranlassen, unmittelbar anschließend an das Festmahl den Kampf mit dem Feind der Menschheit aufzunehmen. Kaum ist das Festmahl beendet, so wird zur Verbrennung einer mit Tannengrün und Efeu geschmückten Strohpuppe geschritten, deren Asche die Kraft hat, den Tod zu bannen, weshalb sie auch zunächst in die Höhlen gestreut wird, um dadurch den Sensenmann für den Winter vom Lager fern zu halten. Außerdem füllt jede Sippe des Stammes ein Säckchen mit dieser Asche, welches sie auf allen ihren Fahrten im nächsten Sommer mitnimmt, um eventuell die Füße todkranker Familienangehöriger damit einzureiben. Es wäre interessant festzustellen, ob dieser Brauch der Puppenverbrennung und der in der Frühe schon stattgefundenen Feuerverteilung früheren zigeunerischen Gebräuchen entstammt, oder ob er katholischen Ursprungs ist.[4]) Jedenfalls geht man nicht fehl, wenn man die beiden Verbrennungszeremonien als eine Verquickung von christlichen und heidnischen Vorstellungen ansieht.

Größere Zigeunerstämme halten an diesem Tage auch noch eine Zählung ab. Der Stammesälteste zählt die einzelnen Sippen und stellt die Zahl ihrer Mitglieder fest. Hierbei werden die jungverheirateten Ehepaare n i c h t etwa z u r S i p p e d e s M a n n e s, sondern zur Sippe der F r a u gezählt, denn der Mann tritt durch seine Verheiratung aus der väterlichen Familie aus und in die Familie seiner Frau ein, der er auch fortan angehört. Bei dieser Zählung vermissen die Zigeuner wohl manchen der Ihren, der im verflossenen Sommer-Halbjahr auf seinen Wanderungen gestorben oder mit den Behörden in Kollision geraten ist. Es ist eine Pflicht des Stammesältesten, bei dieser Gelegenheit festzustellen, wo die Verstorbenen geendet haben und begraben sind, aber nicht etwa aus Urkunden, sondern aus den Erzählungen der Angehörigen der Sippe, die bei dem Begräbnis zugegen waren. Es ist Ehrenpflicht des ganzen Stammes, dafür zu sorgen, daß das Grab eines Stammesangehörigen, auch wenn es weit vom Winterquartier entfernt liegt, im nächsten Sommerhalbjahr mindestens einmal von einem Stammesangehörigen besucht wird. Dieser hat das Grab mit dem Lieblingsgetränk des Verstorbenen, Wein, Bier oder Branntwein, zu benetzen.[5]) Es ist möglich, daß der früher erwähnte Brauch der Verbrennung der Strohpuppe zum Schutze gegen den Tod auch eine Folge der Zählung und des Erinnerns an die Toten des letzten Halbjahres ist. Jedoch solange wir in unseren ethnologischen und psychologischen Studien über die Zigeuner noch auf schwachen

[3]) Franz Liszt, Gesammelte Schriften, herausgegeben von L. Ramau, Leipzig 1883. S. 10.

[4]) Heute noch wird in Tessin und Ober-Italien in jedem Ort zur Osterzeit ein großes Feuer angezündet, das der Priester mit Weihwasser besprengt und dessen glühende Kohlen von den einzelnen Familien auf den häuslichen Herd getragen werden. Auch diese Kohlen bannen böse Einflüsse.

[5]) Einige Schriftsteller geben an, daß dieser Besuch des Grabes am Sterbe- oder Begräbnistage zu erfolgen hat jedoch ist diese Angabe ungewiß und widerspricht auch dem Nomadenleben der Zigeuner.

Füßen stehen, läßt sich mit Sicherheit kein Urteil bilden. Jedenfalls gibt dieser Festtag der Zigeuner Zeugnis von einem tieferen inneren Wesen derselben.

Sind die Winterquartiere bezogen, so werden Vorbereitungen für den Winter getroffen. Zunächst werden Schlingen gelegt, um Hasen zu fangen, die in der Weihnachtswoche zu braten sind, weil das Fett derselben, wenn es in dieser Woche ausgelassen ist, zu Zaubermitteln in Liebesangelegenheiten dient. Daneben treiben die Zigeuner kleine Handarbeiten, wie Holzschnitzereien, allerdings sehr primitiver Art. Es liegt hier der Gedanke nahe, daß eine Pflege dieser Arbeit neben der Musik, einstmals die Grundlage des Erwerbslebens seßhaft gemachter Wanderzigeuner werden könnte. Bekanntlich sind die Versuche, die Zigeuner zur Landwirtschaft, zur Fabrikarbeit oder dergleichen heranzuziehen, fehlgeschlagen. Kaiserin Maria Theresia hat in dieser Beziehung sehr schlechte Erfahrungen gemacht. Vielleicht würde eine Beschäftigung nach der Art, die ihnen liegt, sie für die menschliche Gesellschaft noch einmal nützlich machen.

Vom Nordpol.

Wenn wir sonst nichts zu tun haben, streiten wir uns um die Frage, ob der Nordpol wirklich erreicht ist oder nicht. Wir wissen es nämlich alle nicht, und unser friedfertiger Streit bringt auch nicht neues Licht in die Sache. Aber wir halten es für nötig, auch unsererseits eine Meinung darüber zu haben. Das ist ganz bezeichnend: wir reden über eine Frage, die wir alle nicht entscheiden können, über die wir nicht die geringste Sachkenntnis besitzen. Nur die Zeit am runden Tisch muß totgeschlagen werden. So sind wir in unserem engen Kreise ein Bild des deutschen Philisters, der vermöge seines Halbwissens, einer angeblichen Universalität, über alles glaubt ein Urteil haben zu dürfen. Ein Buch über den Nordpol, das haben wir natürlich schon gelesen. Einige technische Ausdrücke sind uns auch zur Hand. Also reden und urteilen wir darüber, wie wir über vieles andere eine höchst bestimmte abgeschlossene Meinung haben.

Aber jetzt sind wir glänzend gerechtfertigt. Die in Kopenhagen können es doch noch besser als wir. Sie wissen ja freilich etwas mehr Bescheid in der Nähe des Nordpols als wir. Grönland, die große nordische Halbinsel oder Insel, ist ja größtenteils dänischer Besitz. Also sollten sie über nordische Angelegenheiten auch etwas klarer urteilen als wir am runden Tische. Aber siehe da, wie ist es ihnen ergangen? Vor einigen Monaten steigt ein Amerikaner zu ihnen ans Land und erklärt, er habe den Nordpol erreicht. Seine Instrumente und Tagebücher habe er irgendwo an der fernen Küste zurückgelassen; sie würden schon mit der Post nachkommen. Auf diese Angaben hin heben sie den Mann auf die Schultern, feiern ihn als einen neuen Kolumbus, jubeln ihm zu, wie die Berliner ihrem Grafen Zeppelin; die Universität Kopenhagen trommelt ihre Mitglieder zusammen und ernennt den Nordpolfahrer zum Ehrendoktor. Der läßt sich feiern; nach langer Zeit kommen auch einige Papiere an, die mit Kopfschütteln gelesen werden. Und heute wissen die gelehrten Geographen und anderen Herren in Kopenhagen nicht, ob der Amerikaner wirklich ans Ende der Erde gekommen sei oder nicht. Seine „Papiere" wenigstens bringen den Beweis nicht. Man hat's ihm eben geglaubt; und dieser Glaube genügte, um ihn zu feiern und ihm die höchste akademische Würde zu geben.

Warum hat man's denn geglaubt? Weil es suggestive Wirkungen gibt, eine Massensuggestion, der wir alle gar zu leicht unterliegen. Daß *wir* ihr unterlegen sind, und die Zeitungen, die wir gelesen haben, das ist ja zuletzt noch erklärlich. Wir nahmen die Nachrichten hin in gutem Glauben und konnten sie nicht nachprüfen. Aber merkwürdig ist, daß auch nüchterne Männer der Wissenschaft, die sonst einer plötzlichen Nachricht nicht sofort beipflichten, ebenfalls der Suggestion unterlegen sind. Es ist mir nicht erinnerlich, daß etwa ein Mann sich mit folgenden Worten Gehör verschafft habe: „Liebe Freunde, es ist ja *möglich*, daß der Amerikaner Cook das von vielen ersehnte Ziel erreicht hat. Wir wollen's ihm ja gerne glauben, wenn wir seine Unterlagen vor uns haben. Aber bis dahin laßt uns doch nach der alten guten wissenschaftlichen Regel gehen, daß man einen Satz nicht eher verficht, als bis man ihn auch bewiesen hat." Wer damals so gesprochen hätte, der hätte allerlei Unfreundliches erleben können!

Das ist die Macht eines Gedankens, der mit einem Male die Gemüter beherrscht. Niemand fragt nach seiner Richtigkeit; niemand prüft mehr; fast jeder unterliegt der suggestiven Wirkung. In Zeiten der Begeisterung hat das sein Gutes. *So* entwickelt sich der Patriotismus in einem Volke, wenn ein großes Ereignis in seine Geschichte eintritt. Und es ist gut so, daß einmal alle von *einem* Gedanken mit fortgerissen werden. Aber selbst in solchen Fällen hat die Stimme der ruhig abwägenden Vernunft ihre Bedeutung. Viel mehr noch bei anderen Gelegenheiten. Wie ein Blitz vom Himmel fährt etwas zwischen die Leute. Sie verstehen davon etwa soviel, wie *wir* vom Nordpol verstehen. Und nun wirkt es wie eine Epidemie und richtet oft auch den Schaden einer verheerenden Krankheit an. Nachher, wenn alles vorüber ist, stehen die Nüchternen, fassen sich an den Kopf und fragen sich: „Wie war denn das überhaupt möglich?"

Wo ist die Kraft, die solchen Erscheinungen begegnen kann? Sie liegt in dem, was man Nüchternheit nennen kann. Sich loslösen von der Herrschaft der Phrase, der Menge, der plötzlich auftauchenden Nachrichten. Unabhängig werden von dem, was die Leute sagen. Und auch anderen zu solcher Unabhängigkeit verhelfen. Luther spricht gelegentlich von dem „Herrn Omnes", der auch die Klugen beherrsche, und rät, von dieser Herrschaft sich zu befreien. Sein Rat gilt auch noch für heute.

Saro.

Berichtigung.

In den Verhandlungen des XXIV. Deutschen Protestantentages bin ich S. 65 und 122 als Redner aufgeführt. Die betreffenden Stenogramme sind mir indessen nicht, wie ich annehmen zu dürfen glaubte, zur Berichtigung vorgelegt worden. Ich nehme sie daher mit gütiger Erlaubnis der Redaktion hier vor mit der Beschränkung auf das Notwendige: Zu S. 66. Der täuferische (anabaptistische) Geist ist auf dem bezeichneten Wege nicht in die „Kreise", sondern in die Verfassung der Vereinigten Staaten hineingedrungen.

Nicht die Mennoniten-Gemeinden in Amerika sind ohne äußerlichen Zusammenhang, sondern die Mennoniten-Gemeinden der Welt überhaupt.

Wir (die Vertreter der deutschen Mennoniten-Gemeinden) hatten uns nicht seit 27 Jahren, sondern seit mehr als 300 Jahren nicht in die Augen gesehen, als wir vor 25 Jahren den Versuch machten, die deutschen Gemeinden in einer freien Vereinigung zusammenzufassen.

Wir haben das, was der Protestantenverein anstrebt, nicht „seit Jahrzehnten", sondern seit Jahrhunderten.

Zu S. 122. Ich habe hervorheben wollen, daß zwar auf dem Gebiete des Staates Organisation und Herrschaft notwendig sind, nicht aber auf dem Gebiete des Geistes, der Religion, daß hier im Gegenteil Freiheit das Richtige ist, daß aber diese Freiheit mit dem Begriffe „Kirche" streitig ist.

Emden, Dezbr. 1909. Bernhard Brons.

Anzeigen.

Preis für die 4gespaltene Petitzeile (45 mm) 30 Pf. Bei Wiederholungen entsprechenden Rabatt.
Reklamezeile 80 Pf. Beilagen nach Gewicht 10–15 M. pro Tausend.

Wir bitten, im Bedarfsfalle in erster Linie die hier inserierenden Firmen zu berücksichtigen und sich bei Bestellungen stets auf das „Protestantenblatt" zu beziehen.

Die Adventskirchengemeinde beabsichtigt einen

Gemeindehelfer

anzustellen. Bewerbung. sind zu richten an Pfarrer **Imig, Berlin NO 55,** Pasteurstraße 47, I.

Ein Collaborator

(Hilfsgeistlicher) wird für Jena alsbald gesucht. Bewerber wollen sich unter Beigabe ihrer Zeugnisse und eines Lebenslaufes an den Unterzeichneten wenden.

Jena, den 22. Dezember 1909.

Das Oberpfarramt.
D. Braasch.

Stets saubere Tischwäsche! **Tropfenfänger!**

1. für Flaschen, — 2. für Kannen; vernick., versilbert und vergoldet. Sparschäler f. jed. Messer passend. „Spirale", solid. Befestigung für Besen u. Schrubber. Reiz. Taschen-Garderobenhalter in 2 Form. Labyrinth-Geduldspiel, Kreiselspiel, Farbenprachtkreisel, Alle 8 ges. gesch. Art. frk M. 1,20, per Nachn. B. 1,50; wo nicht erhältlich, durch die

Fabrik für Export-Artikel

W. Bode & Co., Jena 5.

Weinhandlung

B. Hohmann Nchf., Mainz

Mitlieferant des „Ev. Vereins", empfiehlt

Ia. Weiß- u. Rotweine

von 65 Pf. an.

Cabinet Sect, ff. Qualität, a 3,50 inkl. Steuer. Assortierte Kistchen für Festgeschenke zu 7,50 und 12,50.

Bitte verlangen Sie Preisliste.

SEHR Kaffee v. 60 Pfg. an per Pfd. Tee v. 1.60 Rosinen v. 36 Pfg. an Fleischextract 1/8 Pfd.-Gl. 85. Bouillonwürfel 3 Pfg. pr. Stck.

LEBENSMITTEL

Fordern Sie Preisliste m. Proben gegen Einsendung

Arnold Kern & Sohn Hamburg 8.

BILLIG

Offerieren feinste

Tafelbutter

in Halbpfund-Stücken zu Tagespreisen direkt an Private in Postpaketen (9 Pfd. Inhalt). In der Deutschen Landes-Ausstellung zu Leipzig erhielten von der Provinz Sachsen einzigen ersten Preis.

Central-Molkerei Siestedt
bei Weferlingen, Prov Sachsen.

Th. Mannborg, Leipzig-Li.

Angerstrasse 38.

Königl. Hoflieferant.
Erste Harmonium-Fabrik in Deutschland nach Saug-windsystem.
Höchste Auszeichnungen.

Harmoniums

in höchster Vollendung von den kleinsten bis zu den kostbarsten Werken.

Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey, München.

Konfirmationsscheine

Herausgegeben vom Kunstwart

Wie die vom Kunstwart herausgegebenen Meisterbilder wollen auch diese Konfirmationsscheine durch genügend grosse Wiedergabe bedeutender religiöser Bildwerke gute Kunst ins Volk bringen.

In neuer Ausstattung, mit Sprüchen und auf mattem Kunstdruckpapier hergestellt, sind bis jetzt erschienen: Lionardo da Vinci, Abendmahl; Dürer, Christus am Kreuz; Tizian, Zinsgroschen; Rembrandt, Verkündigung; grosse Krankenheilung; Jünger von Emmaus; Richter, Ruhe auf der Flucht; Uhde, Komm Herr Jesu, sei unser Gast. — Auf Wunsch liefern wir die neuen Scheine auch ohne Sprüche.

Vorräte in bisheriger Ausstattung sind noch vorhanden von: Dürers heiliger Dreifaltigkeit: Kranachs Ruhe auf der Flucht; Bellinis totem Christus und Rembrandts grosser Krankenheilung.

Einzelne Scheine kosten 20 Pf.; von 50 Stück an je 15 Pf.; 100–199 je 12 Pf.; 200 und mehr je 10 Pf. Prospekte über die Konfirmationsscheine senden die Buchhandlungen, wo nicht, der Verlag.

Die Evang. Kirchenzeitung, Berlin, urteilt: „Die Erinnerungen an den Tag der Konfirmation sind ausserordentlich empfehlenswert."

Wer auf **Qualität** und feines Aroma bei **Zigarren** sieht,
bestelle sofort vom **Zigarren-Versandh.** **S. Neuschotz,** **Karlsruhe i. B. Kaiserstr. 205.**

Empfehle	Nr. 8	Nr. 12	Nr. 16	Nr. 19	Nr. 21
besonders:	M. 6,50	M. 9,—	M. 10,—	M. 12,50	M. 15,— per 100 Stück.

Von 10,— M. an franko! Postscheckkonto Karlsruhe 2561.

Diabetikern Magenleidenden **Zuckerkranken**

welche sich für eine bewährte Ernährung interessieren, sende kostenfrei

Dr. Otto Gotthilfs hygienische Studie.

Aleuronat-Gebäck-Fabrik Friedrich Günther, Frankfurt a M., G.

Tausende Raucher empfehlen

Bekannte reelle, gute Bedienung.

meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden **Tabak.** Eine **Tabakspfeife** umsonst zu 9 Pfd. meines berühmten Förstertabak für 4,25 frko. 9 Pfd. Pastorentabak u. Pfeife kosten zus. 5 M. frko 9 Pfd. Jagdkanaster mit Pfeife 6,50 M. frko 9 Pfd. holl. Kanaster u. Pfeif. 7,50 M frko. 9 Pfd. Frankfurter Kanaster mit Pfeife kosten frko. 10 M. gegen Nachnahme. Bitte anzugeben, ob nebenstehende Gesundheitspfeife oder eine reichgeschn. Holzpfeife oder eine lange Pfeife erwünscht.

E. Köller, Bruchsal
(Baden.) Fabrik. Weltruf.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart

Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875.
Kapitalanlage über 68 Millionen Mark.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- u. Rückversich.-Akt.-Gesellschaft.

Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-Versicherung.

Versicherungsstand: 770 000 Versicherungen.

Prospekte kostenfrei.

Vertreter überall gesucht.

Zugang monatlich ca. 6000 Mitglieder.

Friedrich Emil Perthes, Gotha.

Volksabende

herausgegeben von **H. Müller-Bohn.**

Jedes Heft bietet einen vollständig ausgearbeiteten Vortrag mit völlig erschöpfendem Material.

17. Heft: Reventlow, Graf, „Die deutsche Flotte einst und jetzt" . . . . . M. 1.—

Naturfreunde

erhalten auf Verlangen das reichillustr. Bücherverzeichnis über die **„Naturwissenschaftlichen Wegweiser" sowie eine Serie illustrierter Postkarten** durch den Verlag von

Strecker & Schröder in Stuttgart 45 umsonst und portofrei.

Elektrisiere

dich selbst! Broschüre und Preisliste umsonst. Einfache und schnellste Heilweise.

Schoene & Co., Frankfurt a. M. 90

Leib-, Bett- u. Tisch-

Wäsche

jeglicher Art

liefert in erprobt bestbewährten Marken zu billigsten Preisen

Max Rauer, Handweberei
Sorau (Nieder-Lausitz) Nr. 101.

Verlangen Sie, bitte, Preisliste nebst Orig.-Mustern portofrei.

Beste Drei-Walzen-Wäschemangel

Seiler's

Masch.-Fabrik **Liegnitz 163.**

Gesetzlich geschützt

Richard Heckel,

Dresden. Bautznerstr. 26.

Spezial-Geschäft
für
Bettfedern,
Inlets, Bettzeuge, Wäschetuche, Barchende.

– 5 pCt. Rabatt. –

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57
Verlag des Protestantenblattes, Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße 45. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 2.

Berlin

Bremen.

12. Januar 1910.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Und die Gemeinde? — Die Mariawiten. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Und die Gemeinde?

Was nun? Ein Nachwort zum Irrlehregesetz und ein Vorwort zum Neuen Jahr. II.

Wie gefährlich doch eine geschickte Formel wirken kann! Sie findet Zustimmung von allen Seiten, sie wirkt auf Grundsätze wie ein Opiat, zumal in einer Zeit, wo Grundsatzlosigkeit Grundsatz ist und der, der an sie erinnert und nach ihnen urteilt und handelt, als Doktrinär verdächtigt und beiseite geschoben wird. —

„Die Gemeinde darf dem Pfarrer nicht bedingungslos ausgeliefert sein!" „Die Gemeinde muß die Möglichkeit haben, ihren Pfarrer los zu werden!" Natürlich sagt jedermann! Wenn z. B. der Pfarrer katholisch lehrt! Oder er predigt den Atheismus! Das leuchtet ohne weiteres ein. Also!! — muß man ein Gesetz haben! Also!? ist das Spruchkollegium zu begrüßen! Was wollt ihr noch? — Halt! Wer muß das Gesetz haben? — Wer ist der „man" — die Gemeinde! Natürlich. Sie ist die betroffene, sie muß eine Handhabe bekommen. Nun also? Nein nicht also! denn im Irrlehregesetz handelt gar nicht „die Gemeinde", weder als Veranlasser des Verfahrens noch ist sie bei der Durchführung beteiligt — außer bei den Zeugenaussagen und durch stummes Dabeisein! — sie hat gar nichts zu sagen, sie ist gar nicht mitgedacht, sie ist auch in den Verhandlungen der Grundlinien nicht genannt — nur bei den Einzelheiten — sie ist überhaupt nur zufällig mit da, weil zufällig dieser irrlehrende Pastor, Pastor von X. ist!

Niemals, außer beim Pfarrbesetzungsgesetz, ist so schrecklich klar geworden, wie absolut bedeutungslos, gleichgültig „die Gemeinde" denen ist, die mit der Kirchenleitung in Behörden und Synoden zu tun haben. Dort nimmt man, ohne mit der Wimper zu zucken, Hunderten von Gemeinden, bestehenden und zukünftigen, das Pfarrwahlrecht, das man einst aus dem frohen Gefühl, protestantisch zu sein, ihnen verliehen hat. Hier verfügt man, ohne das geringste Recht der Gemeinde zu lassen, über ihren Pfarrer — und das Allerschlimmste — Tausende von Gemeinden lassen sich dies einfach gefallen. Es ist also klar, daß die Gemeinden durch ihre Gleichgültigkeit so „bedeutungslos" sind — — wie sie von den leitenden Personen eingeschätzt werden.

Alle, auch die schärfsten Klagen und Anklagen, die jemals gegen den Katholizismus innerhalb der protestantischen Kirche erhoben worden sind auf Evangelischen Bundestagen, Protestantentagen, Synoden, in Zeitschriften, Vorträgen usw., sind Kinderspiel gegen die Selbstkritik, die die evangelischen Gemeinden durch ihre absolute Gleichgültigkeit gegen die Gesetzmacherei um ihre höchsten Rechte üben. Hier muß Pflichtgefühl, Verantwortlichkeit, Selbstbewußtsein, hier muß Leben geschaffen werden. Das ist die andere Aufgabe, die uns erwächst bei der Frage: Was nun?

Ob wohl die Behörde gewagt hätte, die Vorlage erst 11 Tage vor der Generalsynode zu veröffentlichen, wenn sie Synodale vor sich hätte, die darauf gefaßt sein mußten, bei ihrer Heimkehr von ihren Gemeinden um ihr Tun und Lassen gefragt zu werden. Aber was verstehen die Gemeinden? Aber die Synoden! in ihnen hat man doch die Elite des bewußten Protestantismus! Ach, du meine Güte! Den rheinisch-westfälischen Synoden waren „Grundzüge" des Irrlehregesetzes vorgelegt — und statt mit Entrüstung die Zumutung einfach zurückzuweisen, auf Grund bloßer Grundzüge sich zu einem Gesetz, das sie gar noch nicht kennen, gutachtlich zu äußern, beschließen sie, was man von ihnen verlangt. Dafür dürfen sie nun dem neuen Pfarrbesetzungsgesetz — nachträglich und natürlich bedingungslos — zustimmen.

Vorwärts in die Zukunft zur Erweckung der Gemeinden. Man hat in den Gemeinden versucht, Interesse zu wecken für Innere und Aeußere Mission, für Evangelischen Bund und Protestantenverein, für Gustav-Adolf-Verein, für dies und das — wie mühsam und oft mit wie geringem und kurzdauerndem Erfolge — wer aber hat etwas getan für das Interesse der Gemeinde an ihrem Eigenleben in Religion und Sitte, Kirchenbrauch und Gottesdienst, Verwaltung und Zusammenhang mit der Landeskirche? Durch jene Interessen entzieht man gar oft die brauchbarsten Personen eben dem Gemeindeleben — man hat, um das Gesamtinteresse zu heben und zu wecken, die Liebestätigkeit der Gemeinde in den Vordergrund geschoben — und steht dabei immer wieder in Konkurrenz mit der kommunalen Armenpflege. Aber Einzelheiten können uns heute nicht beschäftigen — nur dieses: der Gedanke, einzelnen Gemeinden Missionsstationen oder Los-von-Rom-Gemeinden zur Versorgung zuzuweisen, Gemeinde-Abende, wie Siems sie beschreibt (1908, Nr. 18), Gemeindeversammlung mit Aussprache, wie Fischer im Bremer Protokoll sie fordert (die sog. Familienabende genügen nicht!), die Bestrebungen Sohnrey's, die Arbeit der „Dorfkirche" liegen auf der Linie, die zu verfolgen ist, um lebendige, selbstverantwortliche, bewußte Gemeinden zu gewinnen (vgl. unsere Artikel über Kirchenwahl, Beil. 1909, 33, 34, 35). Das ist keine Parteisache und soll nicht Parteizwecken dienen — aber ich vermute, daß weder die Orthodoxie noch die Mittelpartei diese Arbeit im Vordergrunde sieht. Ich vermute sogar, daß sie in ihr Gefahren wittern — für die Kirche! für den „Frieden der Gemeinden!" d. h. für ihre eigene Macht — — die sie der absoluten Vorherrschaft der Pastoren — und der Indolenz der Gemeinden verdanken. Also fürs große Ganze und für unsere Sache nun die Forderung: schafft lebendige Gemeinden! denn beides kann ich nicht trennen: ich bin nicht kirchlich und nebenbei

liberal, sondern ich bin kirchlich und darum liberal, ich bin liberal, weil ich nur in der Verwirklichung der liberalen Grundsätze die Zukunft und die Wirksamkeit der Kirche sehe.

Die Mariawiten.

In den letzten Jahren gingen wiederholt Nachrichten durch die Presse über eine schismatische Bewegung unter den Katholiken von Russisch-Polen; ein klares Bild ergab sich aus diesen Meldungen über die sog. „Mariawiten" nicht und eigentlich erfreulich klangen sie auch nicht, denn sie berichteten meist recht abergläubische Dinge von einer wunderlichen Marienverehrung, die sich außer auf die Mutter Jesu auf eine nicht einmal gut beleumundete Frau Maria Franziska Koslowska beziehen sollte. Da hieß es im September 1909 plötzlich, daß auf dem Alt-Katholikenkongreß in Wien eine Vereinigung dieser Mariawiten mit den Alt-Katholiken vollzogen worden sei. Seitdem fließen die Nachrichten reichlicher und klarer, da sie nicht mehr wie vorher durch römische Kanäle hindurch müssen, wo sie aus jetzt sehr erklärlichen Gründen verleumderisch getrübt wurden. Die Bewegung ist wichtig und eigenartig genug, um über sie im Zusammenhange zu berichten.

Das Elend der breiten russisch-polnischen Schichten erbarmte eine Reihe jugendlich begeisterter Priester, so daß sie auf Anregung der erwähnten Koslowska in der Absicht, der religiösen, sittlichen und kulturellen Hebung dieser verwahrlosten Kreise zu dienen, zu einer Kongregation des Franziskanerordens der Mariawiten am 2. August 1893 zusammentraten; die älteste Ordensregel des hl. Franziskus in ihrer Einfachheit und Strenge sollte ihre Lebensordnung, still, heilig und verborgen wie das Leben Marias sollte ihr Wirken sein; die Märchen von der abergläubischen Verehrung der Mutter Jesu und der bekenntnismäßigen Verpflichtung auf die Koslowska sind Verleumdungen des Ultramontanismus, der sich selbst auf seinen marianischen Versammlungen in der Vergottung Marias zu überschlagen pflegt. In den ersten Jahren verlief die Arbeit der Kongregation anscheinend wirklich still und verborgen, nicht aber ohne daß ihre Mitglieder durch ihr vorbildliches Leben sich die Achtung und Verehrung des Volkes so zwar errungen hätten, daß auch in Gemeinden, die ihre Arbeit nicht unmittelbar berührte, der Wunsch laut wurde, daß ihr Pfarrer sich gleichfalls der Kongregation anschließe oder daß sie eines ihrer Mitglieder zum Pfarrer bekämen. Größeren Zug erhielt die Bewegung erst, als 1900 Dr. theol. Johann Kowalski, geboren 1871, nach achtjährigem Studium in Warschau und Petersburg doktoriert und ordiniert, ihr Mitglied wurde. Als Pfarrer von Niesutkow wurde er am 6. August 1903 zum Generaloberen der Kongregation gewählt, 1904 siedelte er als Pfarrer nach Sobotka über. Das umfangreichere und lebhaftere, aber noch durchaus im Rahmen des römischen Katholizismus verlaufende Wirken der Kongregation war, vielleicht durch seinen sozialen Einschlag in der Gründung von Schulen, Kinderbewahranstalten, Arbeiterheimstätten, Spar-, Kredit- und Konsumvereinen, den Kreisen der Hierarchie unbequem geworden: sie erwirkten die Auflösung der Kongregation durch einen Erlaß des „hl. Offiziums der Inquisition" vom 4. September 1904. Im Dezember unterwarfen sich die Mariawiten, sandten aber eine Abordnung nach Rom, um eine günstigere Beurteilung ihres Wirkens zu erreichen; sie blieb ohne Erfolg.

Damit wäre die ganze Bewegung vielleicht erstickt gewesen, wenn die Bischöfe, namentlich der Erzbischof von Warschau, nicht gemeint hätten, die Mitglieder der früheren Kongregation auch persönlich treffen zu müssen. Im Januar 1906 nämlich wurden unerwartet und ohne vorherige Vermahnung oder sonst einen ähnlichen Schritt eine Reihe vormals mariawitischer Priester vom Amte suspendiert und ihrer Stellen entsetzt. Die Folge davon war, daß am 30. Januar 1906 auf einer Zusammenkunft in Plozk die aufgelöste Kongregation wieder hergestellt, Dr. Kowalski von neuem zu ihrem Generaloberen gewählt wurde; hiervon erging amtliche Anzeige nach Rom und an den Erzbischof von Warschau unter Ankündigung der Berufung an den Papst. Von den Kanzeln wurde dieser Schritt den Gemeinden mitgeteilt mit dem Erfolg, daß 19 weitere Gemeinden sich an die Regierung wandten, ihren Austritt aus der Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Warschau erklärten und baten, auch ihnen mariawitische Geistliche zu geben. Dr. Kowalski reiste mit seinem Mitarbeiter Roman Prochniewski am 15. Februar nach Rom und wurde am 19. Februar von Pius X. freundlich empfangen und gerechter Prüfung ihrer Sache versichert; vorsichtig gingen sie aber sofort darauf nach Petersburg, um die staatliche Anerkennung ihrer Kongregation zu betreiben. Inzwischen war vom Erzbischof mit Exkommunikation und Interdikt eingeschritten worden; das tief erregte Volk bildete Partei für und wider, Unruhen, ja blutige Kämpfe namentlich in Strykow und Mazew waren die Folge. Kowalski ging, um der Wirrsal Einhalt zu tun, noch einmal an den Erzbischof und berichtete, dort am 22. März schroff abgewiesen, vertrauensvoll an den Papst. Die Antwort war unterm 3. April 1906 die Bannbulle Roms gegen die Mariawiten; am Gründonnerstag wurde sie von allen Kanzeln verlesen. Noch jetzt konnten die Mariawiten nicht den Gedanken fassen, von Rom getrennt zu sein; am weißen Sonntag ging ein Schreiben mit den Unterschriften von 33 Priestern an den besser zu unterrichtenden Papst. Mehr Erfolg hatten ihre Schritte bei der Regierung: am 28. November wurde ihre Kongregation staatlich anerkannt; gleichzeitig freilich fiel ein schwerer Schlag gegen sie: das Recht auf die Kirchen und die Kirchengüter ward ihnen aberkannt, auch dort, wo die Mehrzahl der Gläubigen zu ihnen hielt. Unentmutigt verließen sie in feierlichem Zuge, das Altarssakrament voraustragend, überall die Kirchen und siedelten in Privathäuser, in Schuppen, Scheunen und Baracken über; der große, feierliche und namentliche Bannfluch Roms gegen Dr. Kowalski und Maria Franziska Koslowska, vielleicht die einzige Frauengestalt der Geschichte, der diese Auszeichnung zu Teil wurde, donnerte, am 5. Dezember beschlossen, hinter ihnen her. In allen ihren Neujahrsgottesdiensten wurde diese Bannbulle verlesen und mit einem feierlichen Te deum laudamus beantwortet. Gott sei Dank — los von Rom! Welche erschütternde Wandlung war in den Herzen dieser Männer vorgegangen, die zuvor nie und nie hatten glauben können, daß Rom ihr bestgewolltes Wirken würde im Ernst verwerfen wollen.

Jetzt kam die ernste Prüfungszeit für sie. Daß der Erzbischof von Warschau nach fruchtlosem Abwarten einer Bedenkzeit von 20 Tagen den persönlichen Bann auch auf die anderen Priester und Laien ausdehnte, berührte sie freilich nicht mehr, aber die äußeren Sorgen drückten, die Notwendigkeit der Kirchenbauten, die Ordnung des Gemeindedienstes, das ungeheure Bedürfnis nach Geldmitteln. Mancher, der nur mit halbem Herzen dabei war, zog sich zurück, manch Eifriger wurde furchtsam, die Bewegung schien zurück zu gehen. Aber nach der ersten Ermüdung kam bald der alte Mut zurück. Am 10. Oktober 1907 begann das „Generalkapitel" (Synode) in Warschau. Hier wurde das Kirchenwesen neu geordnet: Die Landessprache hielt Einzug in den Gottesdienst, der Katechismus wurde gereinigt, mit dem Primat Roms gebrochen, die Stolgebühren wurden abgeschafft, für die Geistlichen soll das Recht der Verehelichung vorgesehen sein, während die gegenwärtig wirkenden Priester als Ordensgeistliche ehelos geblieben sind. Die Verfassung wurde in feste Ordnung gebracht: Die Gemeinden unter

einem Probst, dem Vikar und Diakone zur Seite stehen, schließen sich zu Kreisen unter einem Kustos zusammen, diese zu Provinzen unter einem Provinzialminister mit seinem Provinzialvikar; an der Spitze der ganzen Gemeinschaft steht der Generalminister (Bischof) mit seinem Generalvikar. An der Bestellung der Pfarrer hat auch die Gemeinde Anteil. Die Synode tagt alle drei Jahre. Zum Bischof wurde Kowalski gewählt; er ernannte Prochniewski zum Generalvikar. Nun ging es an eine emsige und erstaunlich erfolgreiche Tätigkeit; Kirche erstand um Kirche, Friedhöfe wurden erworben, eine eigene Druckerei in Lodz eingerichtet. Hier erscheint wöchentlich zweimal je achtseitig die Zeitung „Wiadomoski mariawickie" (jährlich 3 Rubel) und die jeweils sechzehnseitige Wochenschrift „Mariawita" (mit der ersteren zusammen jährlich 8 Rubel) sowie ein umfangreicher Volkskalender. Fast jeden Monat werden noch neue Kirchen und Kapellen eingeweiht. Die Zahl der Geistlichen beträgt 33, zahlreiche Ordensschwestern unterstehen der Aebtissin Koslowska, 67 Pfarreien sind gebildet. 65 waren es, als im Februar und März 1909 die einzelnen Gemeinden staatlich anerkannt wurden. Die Gesamtseelenzahl überschreitet die 100000 sicher, soll aber an 200000 heranreichen. Hauptsitze sind Warschau und Lodz, das letztere mit 40000 Seelen und 4 neuen Kirchen. In Niesulkow wurden am 17. und 18. Oktober allein 1342 Personen gefirmt. Ueber die Grenzen der polnischen Landesteile hat die Bewegung schon nach Litauen hinübergegriffen. Der Duma wird ein Gesetz zur staatlichen Anerkennung der Kirche als Ganzen vorgelegt werden.

So war in begeistertem Ansturm ein kirchliches Gemeinwesen geschaffen, aber es stand allein. Dem russisch-orthodoxen General A. Kirejew, einem treuen Freunde der Alt-Katholiken, ist es zu danken, daß die Mariawiten aus ihrer Vereinzelung herauskamen. Er machte sie mit dem Alt-Katholizismus, den sie zuvor nur aus ultramontanen Quellen kannten, vertraut und führte ihre Vertreter Kowalski, Prochniewski und Leon Golebiowski auf den Kongreß in Wien und in die Konferenz der alt-katholischen Bischöfe ein. Genauste Prüfung ergab vollste Uebereinstimmung beider Bewegungen in allem Wesentlichen. Darauf erfolgte die Aufnahme der Mariawiten in die alt-katholische „Utrechter Union." Am 5. Oktober 1909 hat Dr. Kowalski zu Utrecht vom dortigen alt-katholischen Erzbischof unter Assistenz der Bischöfe von Haarlem und Deventer und der Bischöfe der deutschen und der englischen Alt-Katholiken im Beisein von 20 holländischen und 6 mariawitischen Geistlichen die bischöfliche Weihe erhalten: Die Vereinigung mit den Alt-Katholiken ist vollzogen, der Ausbau der mariawitischen Kirchenbildung gekrönt.

Der Mariawitismus ist wie der Alt-Katholizismus nicht dogmenlos, aber undogmatisch; nicht auf die Lehre legt er das Hauptgewicht, sondern auf das Leben. Der Mariawitismus ist auch bewußt volkstümlich und völkisch, wenn auch mehr im Sinne einer allslavischen Zukunftsentwicklung, als im Sinne polnischer Losreißungsbestrebung. Der russischen Regierung ist er anscheinend willkommen zur Milderung der zwischen Russen und Polen herrschenden Gegensätze. Verhält sie sich auf die Dauer wenigstens freundlich duldsam, so kann bei der ihm eignenden erstaunlichen Willens- und Tatkraft der Mariawitismus noch zu einer unschätzbaren Macht gegen den Ultramontanismus heranwachsen. E. K. Zelenka.

Vom Büchertisch.

Erwin v. Heemskerck. **Wege vom Endlichen zum Unendlichen.** Verlag von Alfred Töpelmann. Gießen 1909. 3 Mark.

„. . laß auch mich dir bringen
Jetzt einen Liederstrauß.
Er will kein Lob erzwingen,
Kein Hoffen schickt ihn aus.

Doch willst du mir es danken,
Daß ich dir dies gebracht,
Dann kämpfe ohne Schwanken,
Daß hell dein Auge lacht!"

Und was haben wir ihm zu danken? Daß er als ehrlicher, tapferer, arbeitsfreudiger deutscher Lebenskämpfer und -wandersmann sich zu uns gesellt hat und uns hier und da, wo's nötig war, ein wenig tüchtig rüttelte und wieder froh machte zum Höherklimmen. — Ein reiches Buch. Reich an allerlei Inhalt für vielerlei Leser. Reich aber vor allem durch das kraftvolle Leben, das in all' den Versen pulsiert. Die sind nicht alle formvollendet, nicht alle Poesie. Aber sie lesen sich leicht. Manche haben mir auch in dem, was sie bekannten und forderten, nicht gefallen. Aber dafür andere um so mehr. „Für Wanderlustige jedes Alters" hat der Verfasser unter den Titel gesetzt. Und das ist ebenso eine vortreffliche Überschrift, wie der Titel selber vortrefflich den Inhalt kennzeichnet. Die zahlreichen Gedichte sind in 9 Gruppen eingeteilt, Stationen der Wanderschaft gleich: In der Ebene des Endlichen; Vor der Wanderung; Unterwegs; Um- und Irrwege; Zurückfinden auf den rechten Weg; Bergauf; Aus- und Rückblicke; Stunden der Rast; Auf den Vorbergen des Unendlichen. Dazwischen hineingestellt „Wegweiser", kurze Merkworte; etwa: „Durch blumige Auen des Glückes zu Gott — Nur selten gangbar —; Durch die Wildnis des Todes und Zweifels zu Gott. — „Stirb und Werde!" schrieb Goethe hier an, als er diesen Weg ging; Durch bangfrohe Felder der Hoffnungen zu Gott. — Lauten Schwätzern ist das Betreten untersagt." — usw. Dazwischen „Meilensteine", zumeist Worte der heiligen Schrift etwa Joh. 14, 23; 16, 15; 16, 32; 10, 30. — Für alle Lebensverhältnisse findet v. Heemskerck ein Wort, ein ernstes, beachtenswertes. Bis es am Ende ausklingt in Jubel und Dank im Gotthaben:

„Sie mögen kommen! Ich weiß mich geborgen.
Ich lebe und du, Gott, du bist ja mein Leben,
Und ich bin dein Eigen für alle Zeit."

Bis dahin aber gehts durch manche Unlust und Zweifel, durch manche Probleme. Doch je länger man liest, um so getroster vertraut man dem wegkundigen Führer sich an. Was der uns verspricht in seinem:

„Wohlan!"

„Mein Bruder, komm! Ich will dir Freude geben
An allem Schönen, allem Guten.
Wie ein Gebirgsbach soll's dich überfluten,
Bis du ihm jubelnd gibst dein ganzes Leben.

In diesem Wunderquell sollst du dich baden.
Sollst deiner Kindheit Träume wiederfinden,
Weil du gelernt, dich selbst zu überwinden,
Zu wandeln froh auf selbstgewählten Pfaden.

Fort in das Feuer schleud're ich die Rute
„Du sollst!" und singe dir von jenen Landen,
Wo schlichtes Menschentum noch stets entstanden.
„Ich will!" sprichst du dann leis mit festem Mute."

Das macht er wahr. Er weckt heilige Stimmen, versucht das Leben zu fassen und zu zeigen und Religion als freudigen Gottesdienst im und am Leben zu predigen:

„Verstehe nur die neue Sprache,
Die Gott und Leben nicht mehr trennt,
Und die: „Sei stark und treu und lache!"
Fortan als Lebenslosung nennt." —

Soll ich noch einige Gedichte nennen, an denen ich Freude habe? Es ist richtiger, ich überlasse die Auswahl den Lesern. Ich möchte nur die Leserinnen unseres Blattes aufmerksam machen, daß Heemskerck vortrefflich über Frauenfragen und -rechte zu reden weiß. In „Ich komme, Worte eines Weibes an ihren Mann", zeigt er, wie auch die Frau den Mut haben muß, eine Eigene zu sein. Und ich erwähne nur noch die prächtigen Lieder in „Bergauf" über „Heil dir, mein Deutschland!" — Ich wünsche vielen, daß dies schöne ernste Buch ihnen für ihre Leiden und Kämpfe, Zweifel und Nöte, aber auch für ihre Freuden und Siegeszeiten ein Lebensbuch werde. Daß sie es dann wie ihnen der Dichter, sich und anderen zurufen könnten:

„Lachenden Auges wollen wir schreiten
Durch der Erde Erbärmlichkeiten
Aufwärts, ewigen Zielen zu!
Rastlos wollen wir wirken und schaffen!
Müde soll nie uns der Arm erschlaffen!
Nimmer suchen wir träge Ruh'!"

Vegesack. Baars.

Hoffmann Pianos u. Flügel

sind nur echt, wenn sie **direkt** aus unserer **Fabrik** bezogen werden. — Nur **eigene** erstklassige mehrfach prämiierte Fabrikate zu mäßigen Fabrikpreisen.
Strengste Reellität. — Teilzahlung gestattet. — Kataloge gratis und franko.
Man achte genau auf die Adresse und Firma:
Hoffmann Pianos G. m. b. H., Berlin S 28, Stallschreiberstr. 58.

Gnädige Frau! Bitte versuchen Sie!
Kein Risiko! Ev. Zurücksendung gestattet.
ff. Karlsbader Kaffeemischung, gebrannt Pfund 1,60 M.
Pekko-Blüten, Souchong-Tee, Mischung Pfund 3,20 M.
Ia holl. Kakao, garantiert rein, Pfd. 1,50 M.
6-Pfd.-Paket franko, 3 Pfd. halbes Porto.
Hugo Domschke Nchf., Dresden 14.

Rein- und Hausleinen von 70 bis 250 cm Breite, Tischtücher, Handtücher, Taschentücher, Schürzenleinen, Züchen, Inlets etc., nur beste Fabrikate in günstigsten Preislagen. Musterversendung franko gegen franko von
A. Vielhauer,
Leinenhandweberei,
Landeshut in Schlesien. 42

Aeusserst vorteilhaft kaufen Sie Musik-Instrumente usw. bei **Armin E. Voigt, Markneukirchen Sa. 223.** Kat. grat. Ganze Korps zu Vorzugspreisen.

Bruch-Kaffee-Mischung
Pfund **70** und **90** Pf. Seit 12 Jahren in ganz Deutschland eingeführt. Kaffeerösterei Rauer & Co., Berlin C, Neue Schönhauserstr. 2.

Tausende Raucher

kaufen m. gar. ungeschwefelt u. nur wohlschmeckend. äuß. bekömml. aromat. leichte Tabake geg. Nachn. portofrei. Zu jeder Sendung gebe nebenstehend. Gesundheitspfeife od. kurze, halbl. od. lange, je nach Wunsch **gratis!**

9 Pfd. Oekonom-Kanast.	m. Pfeife M.	4.20
9 „ Förster-Tabak	„ „ „	4.30
9 „ Pastoren-Tabak	„ „ „	4.95
9 „ Florida-Tabak	„ „ „	6.50
9 „ Holl. Kanaster	„ „ „	7.50
9 „ Universo-Kanast.	„ „ „	10.—

Zusammenstellg. verschied. Sort. od. Umtausch gestattet. Preisliste über Zigarren frko. zu Diensten.

J. P. Rumpf, Heidelberg 112
Süddeutsche Tabak u. Zigarren-Industrie
Frherr. von Strombeck schreibt: Mit dem mir gelieferten holl. Kanaster bin ich sehr zufrieden und bestelle hiermit u. s. w.
Herr Pfarrer Hoehne schreibt: Da ich mit dem erhaltenen Pastorentabak sehr zufrieden war, so ersuche ich ergebenst, mir ungehend u. s. w.

Zuckerkranke
erhielten noch Hilfe, wo die Kunst erster ärztlicher Autoritäten versagte, durch
Ludwig Bauers
Spezial-Institut für Diabetiker
Koetzschenbroda-Dresden.
Sprechzeit wochentags 8—12 Uhr. Das ganze Jahr geöffnet. Praktisch bewährte Diabetes-Therapie „Bauer". Aerzte bezw. deren Angehörige sind stets in Kur. 5000 Patienten behandelt. Die so problematischen Brunnen-Kuren fallen weg.

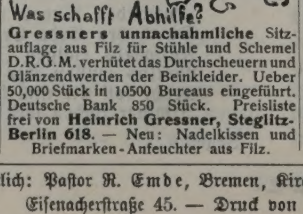
Soeben ist erschienen i. Verlag d. Deutschen Protestantenvereins, Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße Nr. 45
unter dem Titel:
Protestantische :: Freiheit ::
Das Protokoll des Bremer Protestantentages
Groß-Oktav. In **eleg.** Umschlag. 220 Seiten. Preis **1,50** M.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder portofrei durch den Verlag.
Die u. a. darin befindlichen Vorträge von:
D. Naumann: Religiöser und politischer Liberalismus.
Lic. **Traub: Christliche und „moderne" Ethik.**
Karl König: Kann Religion durch Kunst ersetzt werden?
Lic. **Hollmann: Die Notwendigkeit moderner evangel. Jugendpflege.**
Alfred Fischer: Was können wir tun gegenüber der Loslösung unseres Volkes von der Kirche?
sowie die
Debattenreden zu **Traubs** und **Fischers Vortrag** geben ausgezeichnetes Material für Diskussionsabende und Vereins-Versammlungen; außerdem sind dieselben vorzüglich geeignet, für ∴ ∴ ∴ ∴ ∴ ∴ freies Christentum zu werben ∴ ∴ ∴ ∴ ∴ ∴

50 Exemplare	a M. 1,25	200 Exemplare	a M. 0,90
100 „	a M. 1,—	300 „	a M. 0,80

500 Exemplare a M. 0,75.
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg
∴ ∴ ∴ ∴ ∴ ∴ **Eisenacherstraße 45, parterre** ∴ ∴ ∴ ∴ ∴ ∴

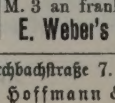
Wichtig für Brautleute
Preise 40% billiger wie in der Provinz
Franko Lieferung
Pracht-Katalog mit über 800 Abbildungen gratis u. franko
F. ZECH'S MÖBEL-FABRIK. BERLIN, O.
Gegründet 1859. Kleine Andreasstr. 9 Beamten 6% Rabatt.

Adressen zwecks **Gewinnung neuer Abonnenten** nimmt jederzeit gern und dankbar entgegen
Der Verlag des Protestantenblattes.



Was schafft Abhilfe?
Gressners unnachahmliche Sitzauflage aus Filz für Stühle und Schemel D.R.G.M. verhütet das Durchscheuern und Glänzendwerden der Beinkleider. Ueber 50,000 Stück in 10500 Bureaus eingeführt. Deutsche Bank 850 Stück. Preisliste frei von **Heinrich Gressner, Steglitz-Berlin 618.** — Neu: Nadelkissen und Briefmarken-Anfeuchter aus Filz.

Cervelat u. Salami
haltbare Dauerware
netto 8 Pfund franko Nachnahme
M. 10.80
versendet unter Garantie
Ign. Meissner, Regensburg P.



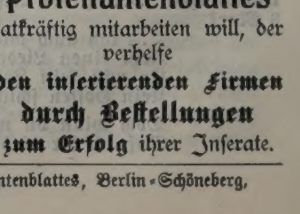
Echt ist Dr. E. Weber's Alpenkräutertee
nur mit nebenst. Schutzm., bewährt seit 1864. In Kartons à 50 Pf. u. 1 M. überall zu haben; wo nicht direkt von M. 3 an franko Nachnahme.
E. Weber's Teefabrik Radebeul-Dresden 30.

Moselweine
naturrein, Flasche 1 M., empfiehlt Weinbergbes. **Wilhelmy. Cochem.**

Beamte decken ihren Bedarf an
Zigarren
am vorteilhaftesten aus bester Bezugsquelle Hamburgs. Garantie für rein überseeische Tab., tadelloser Brand, geschmackvolle Aufmachung. Besonders empfehlenswerte Marken sind: **Don José** M. 56,—, **Lorenza** M. 60.—, **La Costa** M. 70,—, **Accepto** M. 75,—, **Belinda** M. 80,—, **Cerberus** M. 90.— p. Mille u. alle höh. Preislagen. Versand v. M. 20,— an franko, bei sofortiger Kassa 5 pCt., Muster auf Wunsch.
Hermann Bierendempfel, Hamburg I.

Für Blutarme!
Roussillon
vorzüglicher **Rotwein** aus französisch. Trauben, 12 Fl. M. 12 franko gegen Nachn.
Heinrich Wolf
Weinhandlung, **Mainz.**

J. F. Weule
BOCKENEM ¾ Harz.



Wer am
Gedeihen
des
Protestantenblattes
tatkräftig mitarbeiten will, der verhelfe
den inserierenden Firmen durch Bestellungen zum Erfolg ihrer Inserate.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag des Protestantenblattes, Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße 45. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.